

Die Faszination eines leeren Zimmers

Literatur Die Basler Autorin Simone Lappert über ihren ersten Roman «Wurfschatten», Ängste und Zukunftspläne

VON VERENA STÖSSINGER

Er ist seit Juli auf dem Markt und wird sehr gelobt, der Roman «Wurfschatten» von Simone Lappert (Verlag Walde + Graf bei Metrolit, Berlin). Er erzählt von Ada, die zwar ab und zu Theater spielt, meist aber mit sich und ihren Ängsten kämpft. Selbst in ihrer Wohnung. Und als sie die Miete nicht mehr bezahlen kann, setzt ihr der Hausbesitzer seinen Enkel in eins der Zimmer. Für Ada eine Ungeheuerlichkeit; doch Juri, so zeigt sich bald, kämpft auch mit dem Leben. Anders als Ada, aber nicht weniger verzweifelt. Und es überrascht nicht, dass sich zwischen den beiden bald eine Nähe einstellt.

Simone Lappert ist 1985 in Aarau geboren und lebt in Basel. Wir trafen sie bei der Kaserne zu einem Gespräch.

Simone Lappert, woher haben Sie Ihren Stoff? Und was ist der Kern von «Wurfschatten»?

Simone Lappert: Der Kern war ein leeres Zimmer. Das war das erste Bild. Mich faszinieren leere Zimmer extrem: wenn jemand ausgezogen ist oder bevor jemand neues einzieht - diese Leere, die eigentlich gar keine ist. Der Text, der langsam entstand, hiess auch lange «Das leere Zimmer». Denn ich fragte mich, was mit diesem Zimmer sein könnte - wer gegangen sein könnte, ob ihn vielleicht etwas weggetrieben hat? Um diese Fragen herum entwickelten sich die Figuren, die zu Ada und Juri wurden, und ihr Ankommen und Flüchten verband sich immer deutlicher mit dem Thema Angst.

Sie beschreiben diese Ängste sehr genau. Haben Sie darüber auch recherchiert?

Ja, ich habe viel recherchiert, aber ich wollte keinen wissenschaftlichen Text schreiben; mir ging es viel eher darum zu sehen, was die Angst mit einer Figur wie Ada macht. Ada sollte eine Figur sein, die nach aussen hin sehr selbstsicher auftritt, die keine Scheu hat, auf der Bühne zu stehen, innerlich jedoch sehr zerbrechlich ist. Ich versuchte, Ada mit ihrer Angst allein zu lassen und abzuwarten, was entsteht. Aber ich habe natürlich auch einen persönlichen Bezug zum Thema. Sonst hätte ich diesen Text nicht so schreiben können. Denn «alles, was aus einem herauskommt, muss irgendwann in einen hineingegangen sein», wie Urs Widmer (so ähnlich) gesagt hat.

Sie haben in Biel Literarisches Schreiben studiert. Was hat Ihnen das gebracht?

Ich habe immer schon geschrieben, bin nach der Matura aber erst einmal viel gereist, habe bei Theaterprojekten mitgemacht und ein Semester Philosophie und Germanistik studiert, doch dann kam eins zum anderen. Freunde lasen etwas von mir und ermutigten mich; nach einem Wettbewerb am Literatur-



Wird von Kritikern als Jungtalent gelobt: Autorin Simone Lappert.

BJÖRN GREVE/ZVG

haus Basel wurde ich von Martin R. Dean darin bestärkt, weiterzuarbeiten, und dann hörte ich von Biel. In Biel habe ich im Sprechen über Texte viel gelernt, gerade auch über die Texte anderer. Ich habe gelernt, Kritik zu nutzen und die Möglichkeiten eines Textes besser zu erkennen: was ihn schwächt, was ihn stärken könnte. Es bewirkte auch, dass ich nicht mehr nur nach innen schrieb. Ursula Krechel, die eine Werkstatt am Literarischen Colloquium in Berlin leitete, an dem ich teilnehmen konnte, sagte, dass man sich überlegen

müsse, ob man gelesen werden wolle? Wenn man diese Frage mit Ja beantwortet, verändert sich etwas im Schreiben.

Es war also ein langer Weg zum ersten Buch?

Ja. Ich habe etwa sechs Jahre an diesem Text geschrieben. Zuletzt war es nicht leicht, ihn und die Figuren loszulassen... aber in dieser Hinsicht hatte ich neulich ein ganz schönes Erlebnis. Der Verlag hatte einige Seiten übersetzen lassen, und es war erstaunlich, diese

Übersetzung in der Hand zu halten. Der Text war neu und anders, fast konnte ich ihn wie einen fremden Text lesen: etwas, was mit dem Originaltext irgendwann gar nicht mehr möglich war.

Jetzt ist er publiziert und Sie lesen öffentlich daraus vor. Haben Sie denn auch schon etwas Neues angefangen?

Ich trage schon wieder Ideen mit mir herum, bin am Sammeln und Notieren. Lange hatte ich nur bis zu diesem Buch

gedacht. Jetzt ist es wirklich da und ich freue mich auf die Lesungen, die es irgendwie realer machen. So lange war ich mit dem Text allein.

Simone Lappert liest am 8. November in Basel am Literaturfestival Buch Basel. Weitere Auftritte hat sie am 14. Oktober im Zentrum für das Buch, St. Gallen, am 24. Oktober am Zürcher Festival «Züri liest», am 5. November in der Gemeindebibliothek Wettingen, am 7. November in der Bibliothek Baar und am 11. November in der Stadtbibliothek Aarau.

Endlich wieder in Basel: Martha Argerich

Klassik Die Klavier-Legende spielte am ersten Konzert der AMG-Reihe im Stadtcasino - begleitet vom Royal Philharmonic Orchestra London.

VON ALFRED ZILTENER

Ausverkaufte Klassik-Konzerte gibt es in Basel seit Jahren kaum mehr. Beim ersten Abend der AMG-Reihe «World Orchestras» allerdings klebten wieder einmal die ominösen Zettel an den Türen des Basler Stadtcasinos und vor dem Eingang versuchten vor allem die jüngere Musikfans von den Konzertbesuchern überzählige Karten zu ergattern.

Der Abend hatte es aber auch in sich: Er brachte nicht nur ein Spitzenorchester nach Basel, das Royal Philharmonic Orchestra London, sondern auch zwei grosse Künstler: die argentinische Klavier-Legende Martha Argerich und den Westschweizer Dirigenten Charles Dutoit. Während Dutoit immerhin vor zwei Jahren nach langer Abwesenheit mit dem Orchestre de la Suisse Romande im Musiksaal gastiert hat, ist Argerich seit Jahrzehnten nicht mehr hier aufgetreten.

An diesem Abend interpretierte sie den Solopart in Robert Schumanns Klavierkonzert a-Moll. Sie spielte beseelt, nahm sich zurück, wo es ging, und liess die Töne mit stupender Leichtigkeit wie improvisiert unter ihren Fingern entstehen. Sie gab der Musik Atem, be-

lebte sie mit kleinen Rubati und feinen Klangnuancen und folgte in schönem Einvernehmen Dutoits flexiblen Tempi.

Unverständlich ist allerdings, dass der Dirigent das Orchester hier in voller Besetzung auftreten liess und so die Klang-

Martha Argerich spielte beseelt, nahm sich zurück, wo es ging, und liess die Töne mit stupender Leichtigkeit wie improvisiert unter ihren Fingern entstehen.

balance immer wieder gefährdete. Die -prachtvoll gespielte - Cellokantilene des zweiten Satzes etwa überspülte förmlich Argerichs filigranes Spiel.

Mit zwei Zugaben bedankte sich die Pianistin beim jubelnden Publikum: In «Traumeswirren» aus den «Fantasiestücken» begeisterte sie noch einmal mit einer geradezu schwerelosen, dabei hochpräzisen und genau austarierten Interpretation. Mit weichem, differenziertem Legato machte sie die Poesie in «Von fremden Ländern und Menschen» aus den «Kinderszenen» hörbar.

Problematisch war hingegen die Aufführung von P.I. Tschaikowskys Fünfter Sinfonie nach der Pause. Die drei letzten Sinfonien des Komponisten sind bis zu einem gewissen Grad Selbstzeugnisse; für die Vierte gibt es entsprechende Aussagen Tschaikowskys. Das ist wohl auch einer der Gründe für ihre Popularität. So blickt man denn häufig von Tschaikowskys tragischem Selbst-

mord her zurück auf diese Trias und sentimentalisiert sie über Gebühr. Das war auch bei Dutoit der Fall. Schon die wehmütige Andante-Einleitung des Kopfsatzes zelebrierte er als vorweg genommenes Epitaph, als bedeutungs-schweres, allerdings souverän gestaltetes, Largo. Auch später blieb der Klang sämig, das Tempo breit und das Pathos des Schlusssatzes steigerte er bis zur Grenze des unfreiwillig Komischen.

Entschädigt wird man durch das Orchester, mit seinen präzisen, kompakten Streichergruppen, den ausdrucksvollen Klarinetten im einleitenden Andante, dem beseelten Oboensolo im zweiten Satz, dem strahlenden Blech. Das Publikum jubelte, doch Dutoit verabschiedete sich ohne Zugabe mit koketten Winke-winke-Gesten.